



Werner Seifert

Zum Raumerleben im Kölner Dom

Der Anschein mag durchaus dafür sprechen, daß nun, nachdem versucht wurde, eine psychologische Deutung der Architektur von G. BÖHM zu geben* und das Altstadt/Dom-Rhein-Projekt mit den Räumen der Philharmonie und des Doppelmuseums in Köln unter psychologischen Gesichtspunkten zu beschreiben**, nun auch der Kölner Dom sozusagen 'dran' sei. Die Dinge haben sich jedoch in der umgekehrten Reihenfolge entwickelt. Als gegen Ende der siebziger Jahre Architekten, die sich mit Problemen der Stadtbild- und Denkmalpflege beschäftigten, danach fragten, was die Gestaltpsychologie zu Fragen der Stadtgestalt sagen könne, geriet ich zur eigenen Überraschung in eine ziemlich große Verlegenheit. Eigentlich – so dachte ich – wohl recht viel. Tatsache aber war, daß für Psychologen eine entsprechende Anwendung der Gestaltpsychologie und -theorie nicht in Betracht kam. Man lese nach, was beispielsweise E. GEISLER (1978) zu diesem Thema schrieb. Fachleute aus anderen Disziplinen waren den Psychologen da weit voraus. Für sie lag es nahe, räumliche Ordnungen unter Bezug auf die klassischen Galtsetze zu beschreiben (KRAUSE 1973/74; NOHL 1977; TRIEB 1977). So war es geboten, Versäumtes nachzuholen, wenn man die Angelegenheit nicht einfach auf sich beruhen lassen wollte.

* SEIFERT, W.(1986): Gestalthohe Gestalten – eine psychologische Deutung der Architektur von Gottfried Böhm. Zwischenschritte, 5(2), 93-105

** – (1987): Eine Lücke wurde geschlossen – Anmerkungen zur Fertigstellung des 'Altstadt/Dom-Rhein-Projekts' in Köln. Zwischenschritte, 6(1), 56-67

Bald stellte sich heraus, daß die klassischen Galtsetze nicht ausreichen würden, wenn Analysen zur Raumgestalt(ung) sich – radikal gesehen – auch auf das 'Phänomen des Wandels' (GIEDION 1969) erstrecken sollen. Mit 'radikal sehen' meine ich anerkennen, daß alles, wie fest und unerschütterlich es auch 'da' stehen mag, die Möglichkeiten zur Veränderung in sich trägt. Um 'Gestalt und Wandel' (SALBER 1965) als eine Problemstellung auch im Phänomenbereich unserer räumlichen und gebauten Umgebung verfolgen zu können, bedurfte es neuer und ergänzender Begriffe. Zuerst schien es geboten, den schon in Vergessenheit geratenen Begriff der 'Gestalthöhe' (WELLEK 1963) zu neuem Leben zu erwecken, weil er wie kaum ein anderer auf Phänomenbereiche anwendbar ist, zu denen Komplexität und Einheitsbildung, Organisation und Wandel gehören. In der eigenen Disziplin fehlten aber Begriffe, die geeignet erschienen, räumliche Organisationen auch außerhalb der Evidenzen der Gefäßvorstellung zu beschreiben. In dieser Frage ging es weiter, als ich auf die Raumkonzeptionen stieß, die S. GIEDION beschrieben hat. Freilich dürften diese Konzeptionen nicht lediglich als Sammelbegriffe für Gebäude aus unterschiedlichen Epochen oder Kulturen angesehen werden. Sie mußten im Sinne der Morphologie, die W. SALBER entwickelte, als Grundgestalten der Raumbildung verstanden werden.

Dann ließ sich die Bewährungsprobe für diese Vorüberlegungen nicht länger hinausschieben. Um empirisch vorgehen zu können,

mußten konkrete Räume aufgesucht werden. Angesichts der Schwierigkeiten, die zu erwarten waren, fiel die Wahl auf Räume, in denen 'Versuchspersonen' in räumliche Situationen geführt werden konnten, die nicht gerade alltäglich, aber trotzdem lebensnah, manchen Versuchspersonen sogar vertraut sind. Die Wahl fiel auf den Kölner Dom. Zum Vergleich wurden auch andere Kirchen aufgesucht, darunter die Oberkirche St. Gereon, deren Rundbau damals noch nicht fertiggestellt war. Die Exkursionen fanden im Herbst an einem Vormittag bei wolkenlosem Himmel statt. In den Kirchen herrschte der übliche Besucherverkehr ohne Orgelspiel und Gottesdienst.

Den empirischen Teil der Untersuchung referiere ich in der Form, in der er seinerzeit niedergelegt wurde. Damit möchte ich zu Beginn des Jahres '88 einen weiteren Rückblick verbinden. Die „Morphologie des seelischen Geschehens“ erschien 1965. Dort steht der Satz: „Die Psychologie hat es nicht leicht“. Er wurde rasch zu einem geflügelten Wort. Für viele 'Kölner' Psychologen beschreibt er Erfahrungen, die sie mit dieser Psychologie selbst machten. Für viele wurde und ist er ein Ansporn, neue und alltägliche Fragestellungen der Psychologie zuzuführen. 1988 könnte, wenn es noch bestünde, das Psychologische Institut II an der Universität zu Köln sein 25jähriges Bestehen feiern. Freilich war es nicht die schwierige Psychologie, mit der 'das Institut' – wie viele es nannten – sich womöglich selbst sein Ende bereitet hätte. Es waren andere Gründe, die diesen Umstand herbeiführten. Gibt es keine Jubiläen mehr, entfallen auch Anlässe für einen Ausblick auf künftige Aufgaben. Das ist schade! Da die Morphologie nun aber zu den richtungsbestimmenden Theorien in der Psychologie gehört und zu jenen, die mit dem Namen ihres Begründers verbunden sind, möchte ich ein anderes Datum nicht unerwähnt lassen: In 1988

wird Professor Dr. W. SALBER seinen 60. Geburtstag begehen.

Begriffe, Vorbehalte, Schwierigkeiten

Eine psychologische Untersuchung zum 'gelebten' Raum sollte meines Erachtens so angelegt sein, daß ihre Ergebnisse Aufschlüsse darüber erlauben, wie es überhaupt möglich ist, daß wir Menschen uns in unserer räumlichen Umgebung innerhalb bestimmter Grenzen der Komplexität (PRIGOGINE 1981) einrichten, so daß es uns dadurch gelingt, das permanente Chaos zu vermeiden. 'Chaos' ist dann nicht in dem Sinne zu verstehen, als sei nur über Unübersichtlichkeit, Durcheinander oder einfach über Unordnung zu klagen. Entsprechende Gegebenheiten sind mit diesen Worten hinreichend zu beschreiben. Mit 'Chaos' ist dann die Summe aller Möglichkeiten gemeint, woraus Ordnungen erwachsen, damit Entwicklungen in der Zeit (= Bewegungen) möglich sind. Außerdem bringen die Ordnungen das Übersummativ ins Spiel. Ohne daß sich Ordnungen herausbilden (können), gäbe es das Übersummativ nicht.

Der 'gelebte' und erlebnisgegenwärtige Raum ist nicht der indifferente (oder unterschiedlos homogene) Raum, der den „Messungen und Überlegungen des Geometers“ entstammt (BACHELARD 1975, 30). Er ist ein eigenartiger Spiel- und Grenzraum für Bewegungen (v. DÜRCKHEIM 1932, 420), die wir als leibliche, lebendige Wesen vollziehen (müssen). Er hat seine Eigenart, weil wir ihn im Vollzuge unserer Bewegungen mit allen Parteinahmen unserer Einbildungskraft erschließen. Der Begriff des „gelebten“ Raumes wendet sich gegen alle Einschränkungen, die dem Umstand widersprechen, daß unsere Erfahrungen mit Raum sehr vielfältig und wandelbar sind.

Die Konsequenzen, die sich aus dem Gebrauch dieses Begriffs ergeben, sind uns zwar nicht unvertraut; wir können sie uns aber

nicht immer ausdrücklich bewußt machen. Im 'gelebten' Raum sind Grenzen doppelgesichtig. Schlagbäume zerschneiden Straßen und Wege; Wände können Trennwände sein; ein Ende weckt die Hoffnung nach einem (neuen) Anfang. Die Relation Drinnen-Draußen ist „ein Phänomen des Spielraums“. Sie gliedert sich in das Eingeschlossen-Sein, das Ausgeschlossen-Sein, das Sich-Verschließen (STRAUS 1956, 251). Drinnen und Draußen können im 'erlebten' Raum nicht einfach als reziprok angesehen werden. In ihm vervielfältigt und verwandelt sich diese 'Dialektik' in unzähligen Nuancen.

Psychologische Untersuchungen zum 'gelebten' Raum haben gegen einen Vorbehalt anzutreten, der sogar die Form eines Verdikts gegen die Möglichkeit der Empirie in diesem Bereich unseres Erlebens überhaupt annehmen kann (KRUSE 1974, 22). Gerechtfertigt erscheint dieser Vorbehalt, wenn man sich auf eine enge Auslegung des Begriffs von der „transzendentalen Idealität“ des Raumes beruft, wie I. KANT (1781) ihn verstanden hat. Der scharfsinnige Philosoph aus dem alten Königsberg hatte bekanntlich dargelegt, daß der Raum (ebenso wie die Zeit) nicht zu der wirklichen empirischen Welt der Dinge (und Vorgänge) gehöre, sondern zu unserer eigenen geistigen Ausrüstung und deswegen ähnlich wie ein Beobachtungsinstrument fungiere, also als ein Ordnungssystem zu charakterisieren sei, das sich nicht auf Erfahrung gründet, wohl aber auf Erfahrung angewendet wird (POPPER 1957, 12). Es ist allerdings möglich – etwa in Anlehnung an H. ROMBACH –, diese Verhältnisse auch umgekehrt zu betrachten. Erfahrung macht dann die „reinen Formen“ möglich (ROMBACH 1966, 442). Der reale Raum braucht dann keineswegs aus einer reinen, apriorischen Ontologie deduziert zu werden. Er wird dann hingenommen, als was er sich selber gibt (Gebung ist dabei soviel wie Erfahrung).

Der Begriff der transzendentalen Idealität des Raumes war für den Philosophen notwendig geworden, weil er schlüssige Beweise sowohl für einen endlichen (außen leeren) als auch für einen unendlichen (sich überall hin erstreckenden) Raum führen konnte. Offensichtlich widerstrebte es ihm, diesen Widerspruch als eine Eigenschaft des wirklichen Raumes anzusehen. Mit dieser Auffassung braucht nicht gebrochen zu werden, da nach wie vor gilt, daß etwas, das zu unserer Ausstattung gehört, nämlich unsere Fähigkeit zur Bewegung, eine Bedingung der Möglichkeit unseres Raumerlebens ist. Insofern es zumindest fraglich ist, ob unsere Ausstattung auch als eine hinreichende Bedingung für die vielfältigen und wandelbaren Raum-Erfahrungen, die wir machen, gelten kann, legt sich die Frage nahe, welche Erfahrungen denn welche Formen ermöglichen (und/oder umgekehrt).

S. GIEDION hat an Beispielen aus verschiedenen Perioden in der Geschichte der Architektur – angefangen mit Bauwerken der Ägypter und Griechen, die das plastische Volumen und die horizontale Ebene in Beziehung zueinander setzten, über die „architektonisierten Höhlen“ der Tempelanlagen von Malta bis hin zur Baukunst der Römer, die ihre erste Vollendung in dem ungeheuren Innenraum des Pantheon fand – nachgewiesen, daß unsere räumliche Umgebung nach verschiedenen *Raumkonzeptionen* geformt bzw. gestaltet ist, je nachdem, ob wir entsprechend geformte Gegebenheiten bereits vorfinden oder ob entsprechend gestaltete Bauwerke eigens geschaffen worden sind. Die Raumkonzeptionen sind somit Bedingungen dafür, daß wir in *verschiedenen* (konkreten) Räumen leben – uns bewegen – können. Der Raum als eine Art Gefäß ist demnach nicht *der* Raum, sondern nur ein Raum unter anderen möglichen Räumen. Insofern wir die verschiedenen Räume über die 'in' ihnen jeweils vollziehbaren

Bewegungen er-fahren (Bewegen = Er-Fahren), dürfen die Raumkonzeptionen als Grundformen unserer Erfahrung mit Raum verstanden werden. Da sie jeweils einer bestimmten „inneren Logik“ gehorchen, ist auf sie der von W. SALBER (1977) geprägte Begriff der *Gestaltlogik* anwendbar.

GIEDION war der Meinung, daß es außer diesen beiden Raumkonzeptionen, also neben den Erfahrungen mit der plastischen Ausdehnung (des) Raumes und den Erfahrungen mit der Aushöhlung oder Umschließung (des) Raumes noch eine dritte Raumkonzeption, das „Group Design“, gäbe. Aus gestaltpsychologischer Sicht läge es jedoch nahe, die Architektur als Plastik *und* Innenraum, für die in unserer Zeit meines Erachtens G. BÖHM eindringlich wirkende Beispiele geschaffen hat, als eine *gestalthohe* Ergänzung der beiden ersten Raumkonzeptionen zu verstehen. Der Nuancenreichtum unseres Raumerlebens ließe sich dann aus Übergangserlebnissen zwischen den (beiden ersten) Raumkonzeptionen herleiten. Auf solche Übergangserlebnisse hat O.F. BOLLNOW hingewiesen. „Die Geschlossenheit eines den Menschen bergend umfassenden endlichen Raums bricht auseinander und öffnet sich in die bis dahin unbekannte Weite der Unendlichkeit.“ (BOLLNOW 1976, 86)

Da die GIEDIONSchen Raumkonzeptionen und die KANTSchen Beweisführungen einander nicht widersprechen, steht die Möglichkeit empirischer Untersuchungen im Bereich unseres Raumerlebens außer Zweifel. Ein Umstand darf aber nicht außer acht geraten. Die Gegenstände solcher Untersuchungen sind zwar in hohem Maße erlebnisbestimmt, aber zugleich sind in ihnen auch andere (nicht psychische) Bestimmtheiten mit am Werke. Eine Zweitrangigkeit psychologischer Gesichtspunkte läßt sich daraus freilich nicht herleiten. Für die Bevorzugung eines be-

stimmten Raumes (z.B. des Gefäß-Raumes) mag es viele Gründe geben. Trotzdem kann sie das Resultat tradierter Gewohnheiten sein. Welche Notwendigkeiten auch im Spiele sein mögen, aus psychologischer Sicht darf für empirische Untersuchungen zum Raumerleben davon ausgegangen werden, daß der 'gelebte' Raum von uns (vom psychischen Geschehen) beim Umgang mit konkreten, anschaulichen und architektonischen Gegebenheiten gebildet und umgebildet wird. Dieser Raum ist wirklich in dem Sinne, als seine jeweils konkrete Gestalt sich bildet, indem wir (Menschen) handelnd unser Leben in ihm leben. Insofern wir dabei unterschiedliche Spielräume ausbilden, davon einige bevorzugen, andere meiden, gilt ferner: Raumgestaltung bildet auch uns; ein Wechsel des Raumes eröffnet auch uns die Möglichkeit zur Veränderung.

Für viele Zeitgenossen ist die Gefäßfiktion im Sinne einer Schachtel mit geraden Wänden, wo nur noch offen ist, ob sie einen Deckel hat oder nicht, ein unantastbarer Bestand des Alltagsbewußtseins. Andere Raumerlebnisse, ja, bereits Aussagen über sie erhalten den Charakter des Unerlaubten. Vor diesem Hintergrund sind meines Erachtens die heftigen Reaktionen auf eine gestaltpsychologische Beschreibung des Innenraums der Kölner Philharmonie zu verstehen. Die Aussage, daß sich in diesem spezifisch geformten Raum ein 'Gruben-Effekt' (SEIFERT 1987, 63) bemerkbar machen *kann*, wurde als eine vernichtende Kritik aufgefaßt. Es war offenbar nicht leicht zu erkennen, daß damit der Gestaltcharakter eines *Bewegungsraumes* mit Chancen und freilich auch Risiken beschrieben werden sollte. Dieser Raum, der nicht von senkrechten Wänden, sondern von einer Böschung gebildet wird, die uns aus Kiesgruben vertraut ist, hat seinen eigentümlichen Reiz, ja, an bestimmten Stellen – wie auch zu hören war – seine eigene Erotik. Freilich gehört zu

seiner Form, daß die gleichsam natürlichen Bewegungsimpulse die Besucher eher nach unten (tiefer in die Grube hinein) führen statt nach oben, von wo aus sie das Foyer aber zügiger erreichen können. Wenn nun wegen der Tatsache, daß bestimmten Effekten nicht entgegengewirkt wurde, die tatsächlich Unbehagen bereiten können, sogar die Frage aufgeworfen wird, ob man dann solche Räume überhaupt bauen solle, so verkennt man damit die Möglichkeiten der Raumgestaltung, deren Aufgabe es doch wäre, im Rahmen gestalthöherer Lösungen kompensierende Effekte zu verstärken.

Es ist noch verhältnismäßig leicht, Vorbehalten zu begegnen, die auf der theoretischen Ebene angemeldet werden. Es gibt da aber die sozusagen real-grundsätzlichen Schwierigkeiten, an denen viele Vorhaben scheitern können. Für Untersuchungen zum 'gelebten' Raum gilt das in besonderem Maße. Denn es will uns kaum möglich erscheinen, daß wir hinter räumliche Ordnungen (leibhaftig) zurücktreten können, um dann zu beobachten, wie wir diese Ordnungen bilden. Auch kennen wir unsere eigene seelische Verfassung nicht, wie sie vor einer räumlichen Ordnung beschaffen sein mag. Und wie sollten wir ihrer ansichtig werden, wenn Ansehen-Können eine räumliche Anordnung voraussetzt? In unserer Alltagserfahrung haben Bauwerke eine anschauliche Fülle; vieles an und in ihnen ist uns einfach selbstverständlich. Wir hinterfragen es nicht. Bewegen wir uns in Räumen, so tun wir es. Wir fragen nicht ständig, wie wir es tun. Wir hören im Alltag unterschiedliche Meinungen und Urteile über Gebäude – auch über den Kölner Dom. Einige nennen wir richtig, andere falsch. Kaum kämen wir auf die Idee zu sagen, das rührt daher, daß Menschen in ein und demselben Raum unterschiedliche Räume bilden.

Der Kölner Dom wurde zum Gegenstand ei-

ner psychologischen Untersuchung gemacht, um eigentlich nur herauszufinden, ob man vor diesen Schwierigkeiten wirklich kapitulieren muß. Die Fragen: was wir von unserer räumlichen Umgebung organisieren müssen und wie wir das tatsächlich tun, konnten dann, da die Schwierigkeiten nicht zur Aufgabe zwangen, beinahe (aber nur beinahe) schon wieder routinemäßig verfolgt werden.

Raumerleben im Kölner Dom

An der Exkursion nahmen 17 Versuchspersonen (Vpn) teil (9 f; 8 m); in der Oberkirche von St. Gereon waren es 7. Der Zeitaufwand betrug für jede Vp einen halben Tag. Für eine Vp war es die erste Begegnung mit dem Kölner Dom. Es brähte wenig, wenn man im einzelnen auszählen wollte, wieviele Vpn welche Aussage machten. Denn die Erlebnisrichtungen, die sich schwerpunktmäßig beschreiben lassen, wechseln bei ein und derselben Vp oft gegen mehr oder weniger starke Widerstände einander ab. Sofern genaue Ortsangaben erforderlich sind, werden sie im Text gegeben.

Sprachlosigkeit – Erzählen

Die Vp, die den Kölner Dom (und die Stadt Köln) zum ersten Mal in ihrem Leben gesehen und betreten hatte, war für eine ganze Weile sprachlos. Wahrscheinlich widerfährt dies den meisten Dombesuchern, nur viele bemerken es nicht. Denn Kenntnisse über die Baugeschichte des Doms, auch Schulwissen über 'das Mittelalter' verführen rasch zum Reden. Und wer sich sogar in der Kunstgeschichte gut auskennt, hat am wenigsten mit Sprachlosigkeit zu ringen. Dann kann man sich sogar kritisch geben. Daß der Dom bei Zeitgenossen, die nur die Ursprünge bzw. ersten Manifestationen eines Stils als wirkliche Großleistung gelten lassen (WOLFF 1974, 90), nicht gut angesehen ist, hat sich herumgesprochen. So etwas hilft natürlich über Sprachlosigkeit hinweg.

Es ist schon ein erster Befund, daß das Erzählen von Geschichte mitunter regelrecht gestoppt werden mußte, falls der Untersucher

etwas über den Dom *als einen Raum, in dem man sich gerade befindet*, erfahren wollte. Die ablenkende Beredsamkeit und die Sprachlosigkeit sind nur scheinbar gegensätzliche Reaktionen. Beide verraten, daß da ein Sachverhalt zunächst nicht (mit Worten) zu fassen ist. Wer in Beredsamkeit ausweicht, entzieht sich offenbar dieser Erfahrung (wehrt sie ab), wogegen die Sprachlosigkeit diese Erfahrung noch unmittelbar spürbar werden läßt.

Probleme der Einheitsbildung

Der Sachverhalt wird, sobald man Worte für ihn gefunden hat, *groß, riesig, gewaltig, gigantisch, zu viel, unfassbar* genannt. So jedenfalls verbalisierten viele Vpn ihren ersten Eindruck. Derartige Eindrücke, die in der Aufzählung eine Steigerung ergeben, welche anscheinend auf einen kritischen Punkt zuläuft, verweisen deutlich darauf, daß da etwas – nämlich der Dom-Raum als das jeweilige Herumganze – zunächst nicht in eine faßbare, überschaubare Form gebracht werden kann. Und eine solche Form brauchen wir offenbar, um uns auch in einem Bauwerk wohlzufühlen, wo die gewohnten und vertrauten Ausmaße unserer räumlichen Umgebung mit so eindringlicher Wirkung überschritten sind. Im Dom sucht man nach einer 'Fassung' – eben auch durch Erzählen von Kunst- und anderer Geschichte. Eine Vp kommentierte: „Die Herrlichkeit muß akademisch gebrochen werden!“

Die psychologische Untersuchung hatte genauer zu klären, was gebrochen werden muß. Im Falle der eben zitierten Aussage meinte 'Herrlichkeit' den ganzen Dom, so wie er als Bauwerk mit allen seinen Fundierungen da steht. Davon zu unterscheiden ist der Dom 'als' Produktion – als erlebter und 'gelebter' Raum. Es zeigte sich sehr bald, daß *dieser* Raum etwas ist, das sich in seiner konkreten Gestalt tatsächlich erst bildet, sobald Besucher sich in ihm bewegen, sobald sie 'Spiel-

raum' in ihm haben und/oder ihn suchen.

Nicht alle Vpn bezeichneten den Dom als groß, riesig usw. Angesichts der hochgotischen Architektur des Doms (und wohl auch wegen der Überschätzung der Vertikalen) darf man selbstverständlich erwarten, daß einige Vpn die *Höhe* als dasjenige angeben, was sie immer wieder bewegt und fasziniert. Immerhin zeichnet ja „ein einzigartiger Höhen- drang des Mittelschiffes“ (im Langhaus; h = 43,35 m) das Innere des Kölner Doms vor allen anderen Kirchen seiner Gattung aus (WOLFF 1974, 28). Es ist kein Zufall, daß einmal die *Größe*, das andere Mal 'nur' die *Höhe* am Anfang so herausgestellt wird (nachdem man sich einige Zeit im Dom aufgehalten hat, wechseln diese Eindrücke bei ein und derselben Vp). Denn hierin äußern sich zwei verschiedene konkrete Formen des seelischen Umgangs mit dem Dom: Dem Hohen steht man noch (oder schon wieder) gegenüber, eine Distanz kann noch gewahrt bleiben; während man im Großen selbst 'drin' ist, die Distanz noch nicht gewonnen (oder bereits verloren) hat.

Distanz-Haben oder Gegenüber-Stehen bedeuten keineswegs, daß keine Bewegtheit zustande käme. Im Gegenteil! Wenn die Vpn sagen, ihr Blick ginge unwillkürlich in die Höhe, er würde in die Höhe gezogen, sie könnten ihr Herz erheben, so sind das deutliche Hinweise auf eine lebensanalogue Dynamisierung (VOLKELT 1962). Bei dieser Dynamisierung kann man sich den schlanken, zarten Säulen überlassen, ihnen folgen, bis sie oben zusammenlaufen, sich dort „verschlingen“. Aber man selbst behält seinen Platz dort, wo man gerade sitzt oder steht (im Mittelschiff). Es bleibt aber nicht allein bei dieser Art der Dynamisierung. Auch bestimmte Umgangsqualitäten werden aktualisiert, so daß sich sogar die 'wirklichen' Materialqualitäten verändern. Der graue Stein hört z. B. auf, Stein zu

sein; er wird, besonders oben, wo sich die Ausläufer der Säulen verschlingen, zu einem Zeltdach. Gegenüber-Bleiben heißt auch nicht, nur angenehme Gefühle zu haben und sich den Dynamisierungen 'gerne' zu überlassen. Denn im Dom ist es für manche Vpn *unheimlich hoch*; sie müssen sich dem unwillkürlichen Streben nach oben widersetzen – es würde ihnen sonst, wie mehrfach geäußert wurde, vielleicht schwindelig.

Vpn, die anfangs von der Höhe beeindruckt sind, gehen, sobald sie den Dom betreten haben, schnell zum Mittelschiff des Langhauses bzw. zur Vierung. Die Seitenschiffe lassen sie seitlich oder hinter sich liegen. Eine Vp, die aus der Vorhalle kam, ging so zielstrebig in Richtung Altar, die Augen immer nach oben gerichtet, daß sie beinahe über die Brüstung vorne gestolpert wäre.

Den Standort im Mittelschiff oder in der Vierung beibehaltend kann man sich den Dom durch Änderung der Blickrichtung weiter erschließen. Es gibt dann noch mehr Beeindruckendes zu erfahren. Vorne (Osten, vormittags) ist es heller, freundlicher. Da sind oben (im Hochchor) die Fenster, durch die das Licht hineinkommt. „Hinter“ die bunten Fenster möchte man gerne einmal „gucken“. Etwas Schönes, Verheißungsvolles sei da irgendwie zu erwarten. Die Seitenschiffe sind dagegen dunkel, schmucklos, trist; sie gehörten gar nicht mehr dazu. Würde man sie doch hinzunehmen, *verlöre man die Übersicht*. Blickt man endlich nach hinten (Westen), so ist es dort nüchtern, vor allem aber dunkel. Ohne dazu aufgefordert zu sein, würde man wohl nicht lange in diese Richtung sehen. Denn da hinten wird es so *unheimlich ungemütlich*. Die Rippen (Säulen des Langhauses) würden immer enger. Sie führen einen weiter nach hinten; sie gehen schließlich selbst ins Dunkle hinein. Ganz hinten sieht man weder Säulen noch eine Wand. Das Dunkle dort – so eine Vp wörtlich – „ist irre“. Es sei da *weitläufig düster*. Man kann das Ende nicht sehen; man sieht nicht, wo es weiter geht. Das Westfenster schwebt im Dunkeln.

Gestaltungsvorgänge sind also bei der bisher geschilderten Art und Weise, sich den Dom zu erschließen, offenkundig geworden. Es wird

erkennbar, daß die Vpn eine Erfahrungsviel-falt allmählich in eine *überschaubare* Einheit bringen wollen. Dazu wählen sie Blickrichtungen aus, halten sie fest und übersehen dabei ganze andere Bereiche des Doms. Nicht nur die Seitenschiffe gehen dabei verloren. Das wäre insofern ganz selbstverständlich, als sie einfach aus geometrisch-optischen Gründen oft nicht mehr zu erfassen sind. Aber es wird auch etwas weggelassen, wofür die Geometrie keine hinreichende Erklärung bietet. Viele Vpn lassen unten über dem Fußboden gerne eine Schicht wegfallen. Die vielen Menschen, die dauernd durch den Dom gehen, stören dann nicht mehr. Man sieht sie nicht, allenfalls bemerkt man sie noch am unteren Rande des Blickfeldes als Schatten. Im Hochchor übersehen einige Vpn den Altarbereich. Sehen sie auf Aufforderung doch dorthin, dann entsteht – durch die Gitter – der Eindruck des Käfighaften. Es ergäbe offenbar etwas sehr Unübersichtliches, wollte man die Gitter und den Bereich über dem Fußboden noch mitsehen. Eine Vp ging sogar soweit, daß sie den Fußboden bis in die Höhe der Pfeilerfiguren des Langhausmittelschiffes anhob.

Der umschlossene Innenraum

Das Ergebnis solcher Gestaltungsvorgänge ist endlich ein heller, mit Licht gefüllter, seitlich und vorne *umschlossener*, immer noch hoher, *klar* und *einheitlich strukturierter Innenraum*, in den man hineinsieht. Ja, man möchte da sogar selbst hineingehen. So sagte eine Vp, sie hätte den oberen Hochchor gerne in verkleinertem Maßstab, um da hineinzukriechen, dann wäre sie auch dem Schönen und Verheißungsvollen immer nahe. Diese Gestaltung arbeitet mit folgenden Mitteln: Es wird weggelassen, zentriert und auch verkleinert. Die so gebildeten (Innen-)Räume können zwischendurch, besonders beim Durchschreiten des Chorumganges, wieder verloren gehen. Dann entsteht z.B. der Eindruck, als stünde

man wie auf einer Straße vor der Fassade eines Wolkenkratzers.

Alles, d.h. den ganzen gebauten Dom und alle seine anwesenden Besucher zugleich als eine noch faßbare und geordnete Einheit (Gestalt) zu sehen, das gelingt selbst dann nicht, wenn man beginnt, nach Allegorien zu suchen. Störendes bzw. ein Zuviel muß auch dabei beseitigt werden; beispielsweise wenn eine Vp den Dom als „heiligen Hühnerstall“ bezeichnet, in dem eine „Tempelreinigung“ nötig wäre.

Ganzheit-Glied-Problem

Jene Vpn, die den Dom anfangs als *groß, riesig, gewaltig* usw. bezeichneten, für die also die *Größe*, in der sie selbst 'drin' sind, ja, die sie *wie eine Gewalt umgibt*, Bewältigungsprobleme aufwarf, bewegen sich im Dom auch anders als die Vpn, von denen eben die Rede war. Vpn, die zuerst unter dem Eindruck der Größe stehen, gehen möglichst nicht sogleich zur Mitte ins Langhaus. Sie streben ein Seitenschiff an, ziehen sich erst einmal dorthin zurück und bleiben zunächst im Dunkeln „mit dem Rücken zur Wand“. Eine Vp wollte sich, wie sie sagte, „an den Rand der Größe begeben“. Vpn, die von der Vorhalle kamen, verspürten, solange sie sich im Mittelschiff aufhielten, einen Drang, sogar einen Zwang, nur in eine Richtung zu gehen. Im Seitenschiff verlor sich dann dieser Drang, und sie konnten sich wieder „frei“ bewegen.

Diese Vpn machen unmittelbar die Erfahrung, daß sie den Raum, in dem sie sich befinden, gestalten *müssen*. Was ihnen wegen der *Größe* nicht gelingt, ist zunächst etwas recht Elementares, nämlich eine befriedigende Lösung für das Ganzheit-Glied-Problem zu finden. Wenn sie untergliedern, d.h. sich Teilräume herausgreifen, „geht“ ihnen – so wörtlich – der Dom „weg“. Versuchen sie hingegen beim Ganzen, bei der Gesamtheit aller Räumlichkeiten zu bleiben, dann sind wieder die Teilräume nicht da. Etwas Paradoxes widerfährt diesen Vpn. Sie halten sich in einem großen Gebäude auf und finden darin nicht ihren Spielraum. Das hat merkwürdige Erlebnisse

zur Folge. Es kommt vor, daß man sich wie von einem Magneten am Boden festgehalten fühlt. So überrascht es auch nicht, daß die *Größe* als *unverschämt* bezeichnet wird, ja, daß man sich von ihr vergewaltigt fühlt.

Es klingt paradox, aber Spielraum gewinnt man im Dom offenbar am leichtesten durch irgendeine Art der Distanzierung. Das heißt, man muß verhindern, in die *Größe* hineinzugeraten. Während nämlich die primär von der *Höhe* beeindruckten Vpn sich ganz gern einmal hinsetzen und dabei verschiedenen Gedanken nachgehen (z.B. über Vergänglichkeit, Krankheit, Zeit), finden die, die sich mehr mit der Größe auseinandersetzen müssen, dazu keine Muße. Beim Sitzen brächten sie die Wirkungen des Domes erst recht aus der Fassung; beim Gehen sei es nicht gar so schwierig. Doch das Gehen ist für sie schon ein Gehen-Müssen.

Wer sich also direkt mit der *Größe* des Domes auseinanderzusetzen versucht, scheitert an eben dieser Größe. Er kann sie einfach *nicht fassen*. Um im Dom eine einheitliche oder anderswie strukturierte Raumgestalt zu bilden, muß man etwas (von der Größe) weglassen, d.h. Überschaubarkeit herstellen, Ganzheit-Glied-Beziehungen finden, schließlich den Forderungen und Notwendigkeiten einer Raumkonzeption gehorchen. Wie dargelegt, ermöglicht die Bildung eines umschlossenen Innenraumes, in den man hineinsieht, eine gewisse Distanz (man ist nicht mehr so unmittelbar betroffen); aber sie gewährt zugleich doch einen Spielraum. Merkwürdig daran ist, daß man Spielraum gewinnt, indem man sich einen Innenraum schafft, in den man sich selbst nicht hineinzubegeben braucht. Wer sich dagegen von der Größe umschließen läßt, hat diese Gestaltungsmöglichkeit zunächst nicht so verfügbar.

An dieser Stelle ist das Modell eines Austau-

sches – zwischen dem aus Stein Gebauten bzw. Geformten und unseren seelischen Bewegungen – angemessen. Einerseits muß der Dom so 'bearbeitet' werden, daß wir ihn verkraften, andererseits können wir ihn 'benutzen', um an ihm Chancen und Grenzen für unsere seelischen Bewegungsmöglichkeiten – nicht nur hinsichtlich der motorischen Ansprüche – zu erfahren. Man darf in Anlehnung an DÜRKHEIM (1932) durchaus sagen: Es gibt einen erlebten und 'gelebten' Dom. Dieser ist Form und Gegenform, Bedroher oder Bewahrer, Widerstand und Entfaltungsmöglichkeit, Organ und Gegenspieler unseres Selbstes. Nach beiden Seiten kann es zu Extremisierungen kommen. Während wir in dem einen Fall den Dom sozusagen auf unsere – seelischen – Maße bringen (bis hinunter zum Hühnerstall), riskieren wir in dem anderen Fall, wenn *wir* uns verwandeln und das Andere werden, u.U. unsere Fassung. Letzteres ist ein echtes Risiko. Im Regelfall dürfte der Dombesucher diese extreme Entwicklung abwehren. Dafür sprechen jedenfalls die mehrfachen Hinweise auf distanzierende Verarbeitungsformen. Eine Vp ging jenes Risiko jedoch recht weitgehend ein. Sie berichtete nach dem Dombesuch:

„Ich selbst wurde, wie in einem Psychodrama, der Dom. Mich erfaßte eine Art Rausch, als ich mich so auf die Größe einließ. Ich hatte ein ganz reichhaltiges Erleben . . . Konnte jetzt selbst mit meiner Größe erdrücken. Man kriegt mich nicht (ich bin nicht zu fassen). Keiner kann mich packen. Jetzt bin ich das Monster, das keiner kriegen kann. Als Dom habe ich die Leute erlebt, daß sie etwas ganz Nutzloses tun, wenn sie sich zu jedem Stück eine Geschichte machen. Ich selbst war dabei nicht einer von diesen Leuten.“

Es ist zu ergänzen, daß diese Aussagen nur mit erheblichem Widerstand gemacht werden konnten und daß diese Art der Verarbeitung recht starke, beunruhigende Nachwirkungen nach sich zog. Die Vp wies selbst darauf hin, daß sie derartige Umkehrungen bereits anderswo (im Psychodrama) trainiert hatte.

Deswegen war sie wohl auch in der Lage, eine derartige Entwicklung und Steigerung (Rausch) zuzulassen bzw. noch einmal mehr zu erproben und dann darüber zu berichten. Wem so etwas unvorbereitet widerfährt, dürfte mit noch stärkerer Beunruhigung reagieren als unsere Vp. Es wäre zu wenig, ja, geradezu eine dürftige Erklärung, wenn man nur sagte, unsere Vp habe ihre 'Größenphantasie' in den Dom projiziert (oder sich mit der Größe des Doms identifiziert). Dann ginge nämlich verloren, daß ihre 'Größenphantasie' (falls sie überhaupt im Spiel war) in jenem Austausch eine spezifische Form (Durchformung) erhielt, die kraft ihrer Eigenlogik auf bestimmte Weiterführungen drängte, wozu offensichtlich gehört, daß Lösungen für Probleme durchgespielt wurden, die anderswo ihre Quellen haben.

Es gehört wohl zur traditionellen (und nicht psychologischen) Behandlung des Größenproblems im Zusammenhang mit einem Bauwerk wie dem Kölner Dom, daß man herausstellt, die gewohnten Maßstäbe, z.B. die gewohnte Höhe eines Stockwerkes, seien bewußt und zielstrebig überschritten worden. Hierzu ist zu sagen, daß die Maßstäbe keinesfalls nur auf dem Metermaß zu suchen sind. Im Gegenteil – unser menschliches Handeln, genauer: *die Einheiten unseres Handelns und Wirkens sind Maßstäbe*. So erklärte eine Vp recht eindringlich, daß die arbeitenden Menschen, die vorne im Chorumgang auf einem Gerüst mit Ausbesserungsarbeiten beschäftigt waren, in ihrer Funktion als Maßstab dienten. Das sei ja eine Sisyphusarbeit, das Klopfen der Leute sei so nutzlos, im Verhältnis zum Ganzen bewirke es so unendlich wenig.

Die andere Raumkonzeption

Wenn die Vpn sagten, der Dom sei *zu viel*, seine Reichhaltigkeit werfe Probleme auf, so meinten sie damit nicht primär die vielen Details, die einem Kunsthistoriker sofort auffallen und die Anlaß für das eingangs erwähnte Erzählen von Geschichten sind. Da wird es gewiß Gebäude mit viel mehr Details geben (z.B. barocke Bauwerke). Vielmehr waren das Hinweise darauf, daß die Architektur des

Domes mit den vielen verschiedenen sinnlichen Anhaltspunkten, die sie bietet, die Bedingungen für die Konkretion mehrerer Raumkonzeptionen schafft.

Kein umschlossener Innenraum, sondern Raum, der durch *raumausstrahlende Volumen* (dicke Säulen) gebildet wird, tut sich auf, wenn man etwa von einer der ersten Bankreihen aus, vor der Vierung, in die Querhäuser hineinsieht. Man sieht dann z.B. nur Teile der großen Fenster, sieht nicht genau, wo sie – ob oben oder unten – zu Ende sind. Am eindringlichsten konkretisiert sich diese Raumkonzeption, wenn man vormittags (diese Tageszeit ist wegen der Lichtverhältnisse zu erwähnen) im Nord-Seitenschiff stehen bleibt und durch das Langhaus hindurch in das Süd-Querhaus hineinsieht. Bei diesem „großen Durchblick“ hat man *Weite und Vielfalt zugleich*. Die raumnehmenden Säulen strukturieren diesen konkreten Raum – keine Wände. Das heißt: Es gibt keine Reihung der Säulen, die sich (durch Rhythmisierung) zu wandartigen Begrenzungen schließen, wie das beim umschlossenen Innenraum (z.B. im Mittelschiff von Osten nach Westen oder in umgekehrter Richtung gesehen) der Fall ist. Ende und Begrenzung jenes anderen Raumes, vor allem seine äußerste Ecke, sieht man nicht, „man kann sie nur ahnen“. Auch nach oben ist dieser Raum *unbegrenzt*. Die sichtbaren Teile der Fenster lockern auf. Dies ist ein Raum, der einige Vpn so beeindruckte, daß sie ihn nach dem Rundgang durch den Dom nochmals sehen wollten. Interessant ist außerdem die Beobachtung, daß in diesem konkreten Raum die Menschen keine Schatten mehr sind. Sie sind hier wieder *körperliche Gestalten*; sie gehen um die Säulen herum, sie tun etwas.

Wie den Aussagen und Verhaltensweisen der Vpn ferner entnommen werden muß, ist eine Umzentrierung von Innenräumen auf diese Raumkonzeption offenbar sonst (wenn man nicht eigens darauf aufmerksam gemacht wird) nicht üblich. Der von den

Volumen strukturierte Raum war eine echte Überraschung. Eine der Vpn, die eigens mit diesem Raum konfrontiert wurde, gab an, sie hätte auf diesen Durchblick zuvor nie geachtet, obwohl sie schon sehr oft im Dom gewesen war und auch selbst Führungen veranstaltet hatte. Es gibt für diesen großen Durchblick aus der Augenperspektive, soweit sich feststellen ließ, auch keine Fotos. Nach Bildern von Innenräumen braucht man dagegen wirklich nicht lange zu suchen.

Zusammenfassend läßt sich sagen: Der Dom – will man ihn tatsächlich als eine umfassende räumliche Ganzheit erleben – wirft für seine Besucher erhebliche Bewältigungsprobleme auf. Der Besucher kann sich nicht auf alles, auf die ganze räumliche Vielfalt zugleich einlassen. Er muß Untereinheiten bilden. Und davon sind verschiedene möglich, je nachdem, welche 'Teile' man wegläßt und welche Raumkonzeption aufgegriffen wird. Die jeweilige Untereinheit hat ihre Art von Übersichtlichkeit; sie hat ihre spezifische Struktur. Sie ist entweder der durch *zarte Säulen umschlossene, einheitliche Innenraum* oder der durch *raumnehmende Säulen gegliederte Raum*, dessen Ende im Dunkeln verschwimmen kann. Als gestalteter Raum hat offenbar jede Einheit ihre spezifische *Gestaltlogik*, ihre eigene innere Folgerichtigkeit. Der eine Raum ist ab- bzw. *eingegrenzt*, der andere wird aus dem Volumen heraus erschlossen und hat *keine Grenzen*. Wie es scheint, gewährt uns auch der Dom eine Anschauung von dem Problem, welches man, auf die Welt schlechthin bezogen, das kosmologische nannte.

Der Dom im Wechsel der Raumkonzeptionen
Die wirklich gleichzeitige Konkretion verschiedener Raumkonzeptionen zu einem und nur einem erlebten Raum ist wegen der verschiedenartigen inneren Folgerichtigkeiten faktisch kaum zu leisten. Während man den Angeboten, Möglichkeiten und Hinderungen einer Raumkonzeption folgt, müssen die der anderen am Rande oder gar 'im Hintergrund'

bleiben. Ein räumliches Gesamtbild ist im Kölner Dom wohl nur zu haben, wenn man die Raumkonzeptionen *wechselt*. Im Wechsel entstehen dann allerdings die interessantesten *Übergangsformen*. Eine trotz notwendigen Wechsels doch schon wieder relativ stabile Übergangsform ist gefunden, wenn man das Langhaus zu einem *Innenraum* macht, der nach allen Seiten in die Seitenschiffe hinein *ausfließt*. Eines der bedeutendsten Architekturblätter des 19. Jahrhunderts, MOLLERS phantastischer Blick in die Vorhalle (1813), von GOETHE überschwenglich gepriesen (WOLFF 1970, 7), hält einen Übergang haargenau in dem Moment fest, in dem beide Raumkonzeptionen gleich stark ihr Eigenrecht behaupten (s. Abbildung S. 56). Wenn wir ihn länger betrachten, *fühlen* wir geradezu, daß nur eine winzige Verlagerung des Blickfeldes einer der beiden Konzeptionen das Übergewicht bringen würde. Dieses Blatt zeigt also einen echten 'Doppelgriff'; oder es stellt den Betrachter auf einen Verzweigungspunkt.

Auch der *erlebte* Dom existiert also irgendwo zwischen Imagination und (technischer) Konstruktion aus grauem Stein. Das dokumentiert die soeben angesprochene Zeichnung von G. MOLLER. Sie entstand *vor* der Fertigstellung des Bauwerkes, ist also ein echtes Vorstellungsbild. Sie bekam damals den Titel: „Vorhalle, wie sie vollendet werden sollte“.

Weil der Doppelgriff eine spannungsreiche, labile, von zwei Seiten (Polen) fundierte und zugleich gefährdete Form ist, erfüllt er die Bedingungen einer „Übergangsstruktur“ (SALBER 1979, 66). Für eine 'reine' Vernunft mag es schwer zu erfassen sein, wie Volumen und Hohlraum zusammenkommen können. Wenn jedoch Architektur und Kunst sie anschaulich nebeneinander stellen, bilden sie *ein* dynamisches Zusammenspiel, eine eigentümliche *Gesamt konstruktion*, deren Wirkung eindringlich spürbar, wenn auch zunächst

schwer in Worte zu fassen ist. Das Eigentümliche solcher umfassender Gestaltkonstruktionen besteht darin, daß 'in' ihnen etwas einen besonderen, sogar tiefen Sinn durch anderes erhält.

Wenn einige Vpn sagten, ein Gesamtbild vom Dom gäbe es nicht, man könne die „Bruchstücke nur durcheinander wirbeln“, oder wenn sie 'im Geiste' Grundrisse entwarfen, dann verfehlten sie die Einheitsbildung und deren Verwandlung im Wechsel der Konzeptionen (im Übergang). Der abstrakte Grundriß ist eine besondere Leistung. Er umfaßt einerseits alles, andererseits versinnlicht er konkret gar nichts. Wenn andere Vpn sagten, der Dom sei ein ständiger Wechsel, so gaben sie damit, psychologisch gesehen, eine durchaus angemessene Charakterisierung. Aus ihrem „Mischmaschgefühl“, über das sie sich dabei beklagten, wären diese Vpn vielleicht herausgekommen, wenn sie sich dem Wechsel weniger widersetzt hätten. Die abwechselnde Zentrierung auf verschiedene Raumkonzeptionen ist natürlich ein Vorgang, in dem konkrete Gestalten vergehen, in dem aber auch neue Gestaltungen eine Chance erhalten.

Wie man den Dom auch immer erlebt, ob man sich auf die Angebote seiner Architektur einläßt oder ob man sich ihnen widersetzt, ob man den Dom bewundert oder ob man ihn ablehnt, seelische Arbeit wird in jedem Fall geleistet. Eine Stellungnahme, die später nicht korrigiert oder gar umgestoßen werden muß, ist aus psychologischer Sicht nicht zu erwarten.

Denn jede Gestaltlogik – und der Dom bietet eben 'Raum' für mehrere – bietet zwar eine Menge von Lebens- und Entfaltungsmöglichkeiten, sie schließt aber zugleich eine nicht leere Menge von Entfaltungsmöglichkeiten aus. Deswegen konnte und mußte sogar jemand mit Bedauern sagen: Im Dom gibt es keinen intimen Winkel.

Vergleich mit anderen Kirchen

St. Andreas

Diese Kirche wurde als durch und durch freundlich, geschmückt, wunderschön, vertraut, *intim* bezeichnet. Nach dem Dombesuch konnte man sich hier erst einmal ausruhen. Hier sei man wieder unbeschwert aktiv, wogegen der Dom einen zu sehr bedrückte und einschränkte. In dieser Kirche könnte man sogar wohnen. Es sei in ihr fast wie zuhause; ja, sie sei eine Kirche für zuhause. Diese Kirche sei ganz und gar handlich, ihr Raum einheitlich und überschaubar, nicht so gegensätzlich. Aufheiternd und ermutigend sei diese Kirche. Interessant ist, was in dieser Kirche mit der Außenwelt geschieht. Während im Dom die Außenwelt fast gar nicht existiert – eher erhofft man sich draußen (oben) etwas Unbekanntes, Verheißungsvolles –, wirkt die St. Andreas-Kirche nach dem realen Außen hin offen. Man hört in ihr noch, was draußen geschieht (z.B. den Verkehrslärm). Diese Kirche ist also ein Innenraum mit einem noch wahrnehmbaren Drum-Herum jenseits ihrer Außenmauern, wogegen es im Dom anscheinend möglich ist, nicht zuletzt durch den Wechsel der Raumkonzeptionen, in ihm selbst sowohl Raum wie auch ein Drum-Herum zu haben.

St. Gereon, Krypta

Hier unten findet man wieder einen kleinen und überschaubaren, ganz erfaßbaren Raum. Das Dunkel sei angenehm. Nach einem hektischen Tag, so meint man, würde man hier ruhig und käme in eine Stimmung der Gelassenheit. Hier fände man eine Zuflucht, hier könne man sich verbergen, verstecken (wenn man etwas auf dem Kerbholz hat). Es käme eine fast körperlich spürbare Heimlichkeit auf. Man muß flüstern, weil sonst sogar die eigene Stimme störend wäre. Die Atmosphäre hier unten wird schließlich als heimlich-unheimlich bezeichnet. Es ist hier unten alles ein bißchen *geduckt*. Wohl niemals wird es hier ganz hell, weil die Sonne nicht herein kann. Während die Säulen im Dom nach oben streben, müssen sie hier wirklich etwas halten, *tragen*. Man fühlt sich hier genauso abgeschieden wie im Dom, aber doch auf eine ganz andere Art und Weise. Im Dom bedrückt die Größe, hier ist man ganz allein (hier könnten sich wohl auch nur wenige Menschen aufhalten). Man fürchtet Vereinsamung, denkt an Gefängnis und Gruft. Das Gefühl, hier alleine zu sein, macht sogar Angst. Eine Vp wäre sofort wieder gegangen, wenn sie nicht in Begleitung gewesen wäre.

St. Gereon, Oberkirche

Dieser Kirchenraum (wie er vor der Fertigstellung des Rundbaus beschaffen war) wurde als sehr hoch, lang, hell, grell bezeichnet. Seine weißen, „unheimlich kahlen“ Wände sind nicht durch etwas Buntes gebrochen. Es gibt hier auch keine Seitenschiffe. Die Bilder an den planen Wänden sieht man fast nicht oder sie wirken nur aufgehängt. Hier fehlen die Säulen, so daß man nirgends hindurch blicken kann. In den Kirchen mit Seitenschiffen, so wird hier gesagt, habe man sich freier gefühlt, dort konnte man sich irgendwohin zurückziehen, ja, sich sogar verstecken. Hier fände man keinen *privaten Raum*.

In diesem Raum ist der *Spielraum* das größte Problem. Man hat den Eindruck, daß man ihn sich geradezu mit Gewalt nehmen müsse. Einige Vpn hatten recht eindringlich ‘das Gefühl’, als kämen die Wände auf sie zu. Das war recht unangenehm. Man fühlte sich nicht nur eingeeengt, sondern die Wände rückten scheinbar zu nahe an die eigene Haut, so daß man fürchten mußte, sich bald nicht mehr bewegen zu können. Andere Vpn entwickelten – offenbar um der Einengung zu entgehen – eine recht simple, aber an diesem Ort wiederum etwas eigenartige Aktivität. Sie maßen mit schnellen Schritten den Raum der Länge und Breite nach aus. Ebenfalls schien man dem Unbehagen ein wenig zu entkommen, wenn man rasch nach vorne ging und sich auf den Altarraum konzentrierte. Dort oben ist es dunkler. Und die runde Form des Altarraums erschien einem angenehm. Man ging trotz eines Verbotsschildes sogar einige Stufen zum Altarraum hinauf, um in die vermuteten Seitenschiffe zu sehen. Aber man fand nur Nischen und war enttäuscht. Das sei *zu wenig*. Bei anderen Vpn wiederum störten die Nischen. Da könnte jemand herauskommen, und man würde ihn nicht früh genug bemerken. Eine Vp wollte offenbar gleich die ganze Kirche bearbeiten. Diese Kirche – so sagte sie – habe es nötig, renoviert zu werden.

Ferner wurde es in dieser Kirche als unangenehm

empfundene, daß man selbst gleich (körperlich) „ganz da ist“ und von allen anderen Besuchern sofort gesehen werde. Es störte und irritierte bereits eine einzige anwesende fremde Person. Dies lähmte zusätzlich die eigenen Aktivitäten. Wollte man hier zum Gottesdienst gehen, so könnte man es sich nicht leisten, zu spät zu kommen.

Fasziniert blickten einige Vpn durch das kleine Fenster in der provisorischen Holzwand, die einen großen Teil der Kirche abtrennte, in dem noch Kriegsschäden zu beheben waren. Hinter dieser Wand entdeckten sie einen „freien Raum“.

Auch die St. Gereon-Kirche war für die Vpn ein „riesiger“ Raum. Der Dom wirkte hier aus der Erinnerung sogar noch klein. Hatte man im Dom Größe und Vielfalt zu organisieren, wobei es vielen Vpn ja gelang, noch faßbare und gestalthohe Räume zu bilden, so fehlte hier oben in St. Gereon die Vielfalt. Das ist offenbar genauso ein Hindernis für das Ausleben unserer organisierenden und dynamisierenden seelischen Tendenzen wie ein unübersehbares Zu-Viel. Die Übersichtlichkeit in Räumen ist also paradoxerweise auch dann ein Problem, wenn in ihnen *zu wenig* zu überblicken ist, wenn eine gewisse Gestalthöhe nicht zu erreichen ist.

Im damaligen Zustand war die Oberkirche von St. Gereon eigentlich ein (Raum-)Fragment. Der große Rundbau (hinter der erwähnten Holzwand) war Besuchern wegen der Bauarbeiten nicht zugänglich; durch ein kleines Fenster konnte man nur sehen, daß er da ist. Zudem trugen die gestalthöheren Räume, die zuvor aufgesucht worden waren, zu dem Eindruck bei, daß hier weniger vorgegeben ist. Deswegen überrascht es nicht, daß hier ‘eigenartige’ Aktivitäten zu beobachten waren. Wenn Vpn mit Hilfe ihrer Körperausdehnung die Wände von sich weghalten (rücken) wollten oder fürchteten, aus Nischen heraus überrascht zu werden, oder in Nischen nach Seitenschiffen suchten, so mag das ein

wenig phantastisch anmuten. Es verweist aber auf Gestaltungstendenzen, darauf, daß man den vorgefundenen Raum erweitern und ergänzen, wieder *ganz machen* möchte. Nach unserer an der Geometrie geschulten Auffassung (ebenso nach der Gefäßfiktion) mag ein Raumfragment möglicherweise ein Uning sein. Aber die Annahme eines ‘gelebten’ Raumes schließt etwas, das dem Fragment zumindest sehr weitgehend entspricht, nicht aus. Ein Raumfragment ‘verlangt’, wozu andere Fragmente uns auch auffordern, nämlich eine „gegebene Begrenzung auf das Ganze hin“ zu überschreiten (FREY 1959, 91).

Ohne sich der Gefahr einer Überinterpretation auszusetzen, darf man feststellen, daß in der Oberkirche von St. Gereon damals etwas von dem „eigenartigen Spannungsverhältnis zwischen dem Fragment und dem zu denkenden (vorstellbaren) Ganzen“ (ebd.) spürbar gewesen ist: Vpn ‘wollten’ weiterführen bzw. herausmodellieren, was erst angedeutet ist (was verbirgt sich an Ausgestaltungsmöglichkeiten in den Nischen?). Außerdem findet sich der Satz bestätigt, daß mit dem Fragmentarischen die Wandelbarkeit verbunden ist (ebd.). In Erinnerung an die zuvor besuchten Kirchen bot es sich an, die Nischen zu Seitenschiffen auszuformen (sie werden jedenfalls vermißt); und das Fenster in der Holzwand „eröffnete“ (im Vollsinn des Wortes) den Blick in eine andere Entwicklungsrichtung (der Raum, in dem man sich aufhielt, wird nicht in Seitenschiffe ‘ausfließen’, sondern sich in einen Rundbau verwandeln). Bleibt zu ergänzen, daß die Oberkirche nicht nur ‘objektiv’ ein (Raum-)Fragment war, weil sie durch Zerstörung zu einem Bruchstück (fast zu einer Ruine) geworden war, sondern auch gerade deswegen, weil sie im Verlauf der Exkursion in eine *Erlebniseinheit* hineingenommen wurde, die bis dahin komplexere Raumgestalten bilden konnte und mußte, und die sogar auf Umbildungen vorbereitet war.

In der Krypta von St. Gereon und in St. Andreas sind die Verhältnisse anders gelagert. Es ist dort ein 'Maß' an Gestalthöhe angeboten bzw. herzustellen und zu erhalten, das weder zu verkomplizierenden noch zu vereinfachenden Tätigkeiten herausfordert. Die *Grenzen der Komplexität* sind hier kein Problem. Die Aktivitäten bleiben sozusagen 'in' der Einheit und finden in der Vielfalt genügend Abwechslung. Einheiten brauchen nicht erst hergestellt, Differenzierungsmöglichkeiten nicht erst herausgerückt zu werden. Daß das 'rechte Maß' an Gestalthöhe sehr wohl auch hier gegen Gefährdungen erhalten werden muß, dafür sprechen zwei interessante Beobachtungen: In St. Andreas gab es Störungen 'am Rande' (die Seitenschiffe seien zu leer!) und in der Krypta wurde befürchtet, daß zu viel (zu viele Menschen) hereinkommen könnten.

Worin findet nun hier *Verwandlung* ihren Ausdruck? Die Antwort ist: Die jeweilige Gestalthöhe gestattet und fördert es, Umbildungen sozusagen intern (d.h. ebenfalls im Rahmen der Einheit und der gegebenen Vielfalt) zu bewerkstelligen. Wandlungen vollziehen sich dabei bevorzugt in Transformationen: In St. Andreas denkt man auch an *zu Hause*; in ihr könnte man *wohnen*; hier kommt man in eine andere Stimmung, wird man lockerer, entspannter, braucht man sich nicht zu wehren; man denkt z.B. auch an den Kirchenaustritt, den man einst vornahm. In der Krypta spürt man eine Atmosphäre, eine eigenartige Geborgenheit; die Gedanken bewegen sich in einer existentiellen Dimension, die zugleich von allgemeiner und spezifischer Bedeutung ist (man versucht, sich etwas an den Lebensumständen der Urchristen klarzumachen). Derartige 'gelebte' Räume gibt es selbstverständlich auch im Kölner Dom. Aber diese Räume müssen dort (aus einem Um-Ganzen) erst hergestellt werden, bevor man sich in sie hineinbegeben kann; und es genügt u.U. nur eine Körperdrehung, um sich in einem ganz

anderen Raum neu einrichten zu müssen.

Abschließend darf in Anlehnung an M. HEIDEGGER (1960, 45) vielleicht folgende Formulierung gewählt werden: Beim Umgang mit jenen Gebäuden vermag der Besucher in ihnen die „Wahrheit“ verschiedener seelischer Wirklichkeiten (= Wirksamkeiten) ins (Bau-)Werk zu setzen. Räume werden gebildet, indem wir Menschen uns mit unseren, ganz bestimmten, seelischen Verfassungen (Stimmungen) in ihnen 'einrichten'. Sie werden dadurch zu Räumlichkeiten, wo wesentliche Entscheidungen unserer Geschichtlichkeit fallen oder gefallen sind, „von uns übernommen und verlassen, verkannt und wieder erfragt werden“.

Zusammenfassung

In einer qualitativen Untersuchung zum Thema 'gelebter' Raum wird am Beispiel des Kölner Doms und anderer Kirchen gezeigt, wie wir unsere räumliche Umgebung innerhalb bestimmter Grenzen der Komplexität (Gestalthöhe) nach verschiedenen 'Gestaltlogiken' organisieren. Im Kölner Dom werden faßbare, übersichtliche (Raum-)Einheiten nach der Logik verschiedener Raumkonzeptionen gebildet: ein umschlossener (eingegrenzter) Innenraum oder ein durch raumnehmende Volumen gegliederter Raum (ohne Grenzen). Es gelingt sogar der Doppelgriff nach beiden Räumen (Verzweigungspunkt). In der damaligen Oberkirche von St. Gereon – vor dem Abschluß der Wiederaufbauarbeiten war sie auch erlebnismäßig ein Raumfragment – ließen sich Gestaltungsprobleme beobachten, die sich aus einer geringen inneren Vielfalt ergeben.

Literatur

- BACHELARD, G.(1975): Poetik des Raumes. Frankfurt/M, Berlin, Wien
 BOLLNOW, O.F.(1976): Mensch und Raum. 3. Aufl. Stuttgart

- DÜRCKHEIM, Graf K.v.(1932): Untersuchungen zum gelebten Raum. Neue Psych. Studien, 6, 383-480
 FREY, D.(1959): Das Fragmentarische als das Wandelbare bei Rembrandt. In: EISENWER, J.A.(Hg): Das Unvollendete als künstlerische Form. Bern, München, 91-116
 GEISLER, E.(1978): Psychologie für Architekten. Stuttgart
 GIEDION, S.(1969): Architektur und das Phänomen des Wandels. Tübingen
 HEIDEGGER, M.(1960): Der Ursprung des Kunstwerks. Stuttgart
 KANT, I.(1956): Kritik der reinen Vernunft. Wiesbaden
 KRAUSE, K.J.(1972/73): Stadtgestalt und Stadterneuerung. Frankfurt/M, Schwanheim
 KRUSE, L.(1974): Räumliche Umwelt. Berlin, New York
 NOHL, W.(1977): Über die Integration umweltpsychologischer Theorien in Planungsvorgänge. In: LAMMERS, G., REICHENBACH, E.(Hg): Verhalten in der Stadt. Institut für Städtebau und Landesplanung. Karlsruhe, 93-122
 POPPER, K.R.(1957): Die offene Gesellschaft und ihre Feinde. Bd.1. Bern
 PRIGOGINE, I., STENGERS, I.(1981): Dialog mit der Natur. Neue Wege naturwissenschaftlichen Denkens. München, Zürich
 ROMBACH, H.(1965/66): Substanz, System, Struktur. Bd. I, II. Freiburg, München
 SALBER, W.(1965): Morphologie des seelischen Geschehens. Ratingen
 - (1977): Kunst-Psychologie-Behandlung. Bonn
 SEIFERT, W.(1986): Gestalthohe Gestalten – eine psychologische Deutung der Architektur von Gottfried Böhm. Zwischenschritte, 5(2), 93-105
 - (1987): Eine Lücke wurde geschlossen – Anmerkungen zur Fertigstellung des 'Altstadt/Dom-Rhein-Projekts' in Köln. Zwischenschritte 6(1), 56-67
 STRAUS, E.(1956): Vom Sinn der Sinne. 2. Aufl. Berlin, Göttingen, Heidelberg
 TRIEB, M.(1977): Stadtgestaltung, Theorie und Praxis. 2. Aufl. Braunschweig
 VOLKELT, H.(1962): Simultangestalten, Verlaufsgealten und 'Einfühlung'. In: SANDER, F., VOLKELT, H.: Ganzheitspsychologie. München, 147-158
 WELKE, A.(1963): Psychologie. Bern

- WOLFF, A.(1974): Der Kölner Dom. Stuttgart
 - (1980): Der Kölner Dom im Spiegel der Grafik (Ausstellungskatalog). Zons, Köln

Dr. Werner Seifert
 Psychologisches Institut der Universität Köln
 Herbert-Lewin-Straße 2
 D-5000 Köln 41

Arbeitsschwerpunkte: Psychologische Diagnostik (TAT), Medienpsychologie (Schwerpunkt Film), Anwendungen der Gestaltpsychologie (Schwerpunkt Architektur)

Veröffentlichungen: „Gruppendynamik“, „Der Charakter und seine Geschichten“ (TAT-Diagnostik), „Das Lehrstück Holocaust“ (Mitautor), Aufsätze zur Filmwirkung und Architekturpsychologie